

Ottmar Fuchs

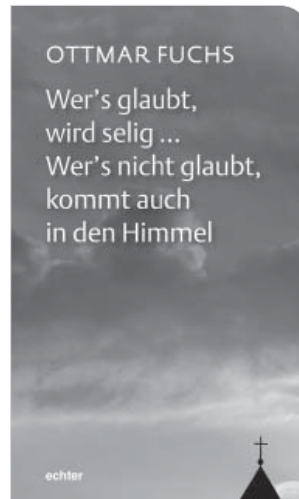
Wer's glaubt, wird selig ... Wer's nicht glaubt, kommt auch in den Himmel.

Würzburg : Echter-Verlag, 2012. – 173 S.

Der emeritierte Tübinger Professor, laut Verlag „einer der renommiertesten Praktischen Theologen“, nutzt die im Titel genannte sprichwörtliche Redensart, um sein Anliegen auf den Punkt zu bringen. Er „glaubt zwar, dass Gott für Heil und Himmel aller Menschen notwendig ist, aber nicht daran, dass der Glaube daran die Bedingung für das Wirklichwerden dieser Notwendigkeit ist. Deshalb sind weder die Kirchen- noch die Glaubensgrenzen mit den Heilsgrenzen identisch. Genau das ist ein unveräußerlicher Inhalt des christlichen Glaubens selber, dass Gott alle Menschen unerschöpflich in sein Heil aufnimmt.“ (S. 120)

In essayistischer und daher unsystematischer Form versucht er diese These in 17 kleinen Kapiteln zu entwickeln. Nach einer kurzen „Hinführung“ geht er zunächst von negativen Bildern des Glaubens und dem Glaubensverlust in unserer westlichen Welt aus. Im Kapitel „Gewalt im Glauben?“ beschäftigt er sich mit dem Theodizee-Problem, dem er am Ende und in den folgenden Kapiteln die Konsequenzen aus der Heilstat Jesu Christi gegenüberstellt. Von hier aus formuliert er die bedingungslose Liebe Gottes, die auch dann noch gilt, wenn der Mensch sich im Jüngsten Gericht für seine Taten verantworten muss. Erst die Erfahrung des Geliebtseins, das „Erleben der Liebe“ (S. 52) macht nach Fuchs fähig zu glauben. Die Tatsache, dass „bei weitem nicht alle“ dazu erwählt sind „in ihrem Lebenszusammenhang [...] davon im Glauben zu wissen“ (S. 53), motiviert Fuchs zur Entwicklung des im Titel ausgedrückten Gedankens in den folgenden Kapiteln, die sich mit dem Zueinander von Diakonie und Glaube und der Bedingungslosigkeit des Glaubens selbst befassen. Aus all dem folgt, dass Gott die Ehre, Anerkennung und Anbetung gebührt (145-151). Am Ende fasst der Autor in sieben Punkten seine These zusammen (160-164).

Das Buch vereint Licht und Schatten. Dass es die Frage nach dem Seelenheil stellt, ist Fuchs hoch anzurechnen. Es gehört zu den Defiziten in der Theologie der letzten Jahrzehnte, diesen Horizont aus dem Blick verloren zu haben. Die stärksten Kapitel sind diejenigen, die von der Liebe Gottes handeln. Fuchs macht deutlich, dass kein



ISBN 978-3-429-03485-6.

EUR 16.80

Mensch aus ihr herausfallen kann, dass das Heil allen ein für alle Mal gegeben ist und daher niemand jemals von der Liebe ausgeschlossen werden kann. So insistiert er darauf, dass „Gottes Liebe‘ kein Begrenzungsbegriff [ist], als wäre nur Gott die Liebe, sondern es gilt auch umgekehrt: Alle Liebe ist Gott. Gottes Liebe ist allerdings unabhängig von der Menschenliebe geschenkt, unendlich gilt sie auch den wenig Geliebten, den Ungeliebten und den von Lieblosigkeit und Hass Verfolgten.“ (54)

Damit korrespondiert die Bedingungslosigkeit des Glaubens: Ein Glaube, der nur dann den Sprung in diese Liebe wagt, wenn er den sicheren Gegenwert für diesen Sprung zu kennen vermeint, bleibt hinter seinem Ziel, Gott Gott sein zu lassen und IHM folglich alles zuzutrauen, zurück. Wäre es dies, was der Autor hatte sagen wollen, so wäre es ein gutes, ein verdienstvolles Buch geworden. Denn in der Tat hat es keine Zeit in der Geschichte der Kirche gegeben, die der Botschaft von der bedingungslosen Liebe Gottes und des ebenso bedingungslos gelebten Glaubens nicht bedurft hätte.

Verwirrung tritt aber dort ein, wo man zu verstehen sucht, was Fuchs mit dem Begriff des Glaubens eigentlich meint. Man sollte denken, ein Werk, das eine so gewagte These im Titel führt, würde an irgendeiner exponierten Stelle den Glauben definieren und aufgrund dieser Definition seine Gedanken entwickeln. Man sucht eine solche Stelle vergebens, erfährt aber immerhin, wenn man sich die verstreut gemachten Aussagen zusammensucht, dass er Gottes unbedingte Liebe als dem Glauben vorgängig betrachtet (was sich von selbst versteht) und dass dem Glauben kein Antwortcharakter auf diese Liebe zukommt. Schmallippig nennt er ihn „nur‘ die Auskunft über die göttliche Gesinnung“ (S. 61) oder den „Beginn ihres [nämlich der Liebe] Bewusst- und Innewerdens.“ (120)

Ein solch intellektualistischer Glaubensbegriff hat gegenüber dem ganzheitlichen Ansatz der Bibel den Nachteil, erst nachträglich mit der Diakonie zusammengebracht werden zu müssen. So sieht Fuchs in der matthäischen Weltgerichtsrede (Mt 25,31-46) einen Widerspruch zum Wort Jesu aus Mk 16,16: „Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Denn bei Matthäus sei ja gerade nicht vom Glauben als Einlassbedingung in das Himmelreich die Rede, sondern gute und helfende Taten führten dorthinein (vgl. S. 11). So als ob von den Heiligkeitsgesetzen des Alten Testaments an bis zum Gebet Jesu in Gethsemani die Bibel nicht immer und immer wieder klar machte, dass nur derjenige, der den Willen des Vaters tut, im wahrsten Sinne des Wortes rechtgläubig ist!

Und da das eine mit dem anderen hier nicht zusammenfällt, bleibt nichts anderes übrig, als den angeblich nicht notwendigen Glauben mit der Diakonie in ein Moralkorsett zu pressen. So postuliert Fuchs, dass diese sich wenigstens gegenseitig benötigen (vgl. S. 71), ja, der Glaube „als solcher der *Humanisierung dient*“ [Hervorhebung durch den Autor]. Es lässt sich an dieser Argumentation gut studieren, wie ein intellektualistischer Glaubensbegriff letztlich einem funktionalistischen Tür und Tor öffnet – der gegenteiligen Intention des Autors zum Trotz.

Ist das Pferd solcherart falsch aufgezäumt, entgeht einem zwangsläufig die Paradoxie, die darin liegt, dass die Liebe Gottes einerseits zwar als Rettungsanker erkannt wird, um uns aus allerhand (mit vagen Andeutungen skizzierten) Nöten zu

befreien, andererseits aber der Glaube, selbst wenn man ihn nur als die beginnende „Bewusstwerdung der Liebe Gottes“ ansehen möchte, nicht weniger nötig wäre, um eben diese Liebe der Welt zu schenken. Der Glaube kann darum im Gegensatz zu des Autors Meinung eben kein „Add on“, kein „Superadditum“ (S. 121) sein, sondern er ist in Wahrheit das Fundament für das Leben in Gott, das denen bereitet ist, die ihn lieben (vgl. 1 Kor 2,9)!

Diese gedankliche Unschärfe verwundert indessen nicht, wenn man sich die im Buch angeführten Gesprächspartner vergegenwärtigt. Ein bunter Querschnitt durch das deutsche Feuilleton, diese und jene Fernsehsendung, ein paar neuere theologische Autoren geben die Stichworte. Martin Luther ist der einzige ältere Theologe von Rang, der einen gedanklichen Ausgangspunkt bildet. Allerdings wird seine Rechtfertigungslehre mehr in groben Zügen dargestellt als gedanklich durchdrungen. Über die darauf folgende Antwort des Trienter Konzils nachzudenken, scheint sich der Autor dispensiert zu fühlen. An anderer Stelle werden Karl Rahners Gedanken gestreift. Merkwürdigerweise erfolgt aber kein Rekurs auf dessen These vom anonymen Christentum. Auseinandersetzungen mit Texten gibt es nirgends.

Wenn man nun das Maß für große Gedanken kaum einmal an den großen Theologen der Kirchengeschichte nehmen will, bleibt es nicht aus, dass sich die Schiefelage nicht erst im Ergebnis, sondern schon in den Prämissen zeigt. Anders kann ich mir jedenfalls nicht erklären, dass ein Theologieprofessor Gottes Allmacht und Güte nicht nur in Frage stellt (später ist ihm eine Predigt des gegenwärtigen Papstes Anlass, in dieser Hinsicht eine Rolle rückwärts zu vollziehen, s. S. 117f.), sondern angesichts des Theodizee-Problems nonchalant formuliert: „Das Freiheitsargument ist zudem viel zu dünn, als dass es ernsthaft zur Verteidigung Gottes aufgerufen werden könnte. Wenn es stimmen sollte, dann müsste man annehmen, dass der Himmel, wo es diese Wahlmöglichkeit zwischen Gut und Böse nicht mehr gibt, ein Ort der Unfreiheit wäre.“ (S. 27) Anders ist es wohl auch nicht zu erklären, dass er Gottes Rechtfertigung des Sünders als eine Art „Ausgleich“ für die zum Teil böse und ungerechte Schöpfung, in der die Menschen leben müssen“ betrachtet. Einen Ausgleich „für die schlimmen Verhältnisse der Gewalt und des Todes.“ (49) Und was soll man davon halten, wenn in der Hinführung der pure Subjektivismus als hermeneutisches Prinzip ausgegeben wird. Ohne irgendwelche Einschränkungen steht dort die Behauptung: „Welche biblischen Texte etwas bedeuten, auch in Ergänzung und Kritik zu anderen biblischen Texten, hängt davon ab, welche Bedeutung die jeweils Lebenden ihnen zumessen, im Zusammenhang ihrer Verhältnisse, Herausforderungen und Dringlichkeiten.“ (S. 11) An späterer Stelle wird Fuchs genauer: „Die Bibel legt sich [...] nicht selbst aus, sondern legt sich in Kontakt mit jenen Sehnsüchten, Problemen und Prioritäten aus, mit denen Menschen und Gemeinschaften auf sie zukommen.“ (S. 84) Diese Gemeinschaften sollen es dann verhindern, „dass biblische Texte nachgeahmt werden, die unterhalb des Humanitätsniveaus [...] liegen.“ (S. 85) Wenn das Humanitätsniveau der Maßstab für den biblischen Text ist, kann man noch so gutmütig und fromm fordern, man möge „Gott die Ehre geben“ (145ff.). Es ist dann trotzdem klar, auf welches Niveau ER sich herunter zu begeben hat: auf das der Menschen, nicht umgekehrt.

Abgesehen von diesen handwerklichen Fehlern wird spätestens hier klar, woran das Ganze vor allem krankt: Die Kirche kommt nicht vor – und sie kann es auch gar nicht. Denn in den Augen des Autors haftet ihr jene Exklusivität an, die er um jeden Preis vermeiden will. Was aber bleibt übrig, wenn man einerseits von einem pastoralen Anliegen getrieben wird, doch dem Wesen der Kirche andererseits keine Bedeutung beimisst? Die aufgerissene Leerstelle muss dann ein „Gottesvolk der Kirchen“ (sic!) oder gar ein „Gottesvolk der Menschheit“ (S. 149) füllen. Von Gedanken zur Heilsgemeinde, zu den zur Feier der Sakramente Versammelten, zu dem Auslegungsraum, in welchem Gottes Wort im Christusmysterium gespiegelt wird, mit einem Wort: zur Kirche, wie sie Gott gemeint und gestiftet hat, fehlt indessen jede Spur.

Philipp Gahn

Im nächsten Heft...

... stellt sich die Ordenskorrespondenz Fragen der Missionstheologie und -praxis. Was heisst „Mission“ heute – 50 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil? Dazu äußern sich Ordensfrauen und -männer, Missionstheologen und Missionare unterschiedlicher Gemeinschaften.

Wir setzen die Dokumentation des AGÖ/AGCEP-Studientags zur Novellierung der „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse“ vom 21. Juni dieses Jahres in Vallendar fort und berichten über aktuelle Entwicklungen bezüglich des kirchlichen Arbeitsrechts.